

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 28 (1946)
Heft: 13

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.50
Ausland-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—
Einzelnummern kosten 20 Rappen / Erschät-
tlich auch in sämtlichen Buchhof-Rösten /
Abonnements-Einschaltungen auf Postgeb.-
Konto VIII b 58 Winterthur

**Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine
und des
Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes**
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inseraten-Nachnahme: August Hiltl u. Co., Stadlerstrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75. Postfach-Ronto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telefon 2 22 52. Postfach-Ronto VIII b 58
Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einseitige Text-
zeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die
Schweiz, 30 Rp. für das Ausland /
Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp.
Schiffpreisgebühr 60 Rp. / Keine Verbind-
lichkeit für Placierungsvorschläge der In-
serate - Inseratenschluß Montag abend

Politische Tätigkeit der Frau — eine Gefahr für ihre Persönlichkeit und ihre Familie?

Unter „Politik“ werden vielfach alle Mischstände und Entartungen des öffentlichen Lebens verstanden, und es herrscht in weiten Kreisen die Meinung, politische Tätigkeit hänge notwendig mit den Auswüchsen des Parteilebens, mit Intriguen und öffentlichen Verschimpfungen zusammen. Daraus werden dann die Behauptungen abgeleitet, Politik verzerre den Charakter und die Frauen sollten von diesen bösslichen Geschäften ferngehalten werden. Tatsächlich verhält sich die Sache gerade umgekehrt: Die Menschen mit schlechtem Charakter verderben die Politik. Politik ist öffentliches Wirken, Wirken im Dienste der Allgemeinheit und bedient sich der Gesetzmässigkeit, der Rechtschaffenheit, der Verwaltungsmassnahmen als seiner wichtigsten Mittel. Politik ist eine gute Sache, wenn politische Menschen sie betreiben, die der Politik wertvolle Ziele setzen und diese mit einwandfreien Mitteln zu erreichen suchen. Politik wird nicht schlecht in der Hand falscher, verdorbenen Leute, die fragwürdige Zwecke mit noch fragwürdigeren Mitteln verwirklichen. Berechtigt diese Sachlage einen verantwortungsbehafteten Menschen dazu, sich ins Privatleben zurückzuziehen und die Erfüllung der öffentlichen Aufgaben an dem zu überlassen? Ja, wenn man darauf verzichtet, den Zerfall und die Entartung der öffentlichen Gemeinschaft aufzuhalten. Wenn, wenn man das Ziel festhalten, das Zusammenleben der Menschen im Staat und den Verkehr zwischen den Staaten wertvoller, würdiger, schöner zu gestalten. Wer jenen Glauben hat verloren, und bösslich ist verloren, der wird besser umgekehrt: denn so bald wie möglich er schon im „Grab“. Gottfried Kellers Bericht das Todesurteil über Defätisten dieser Art. Es begründet sich lebendig, wer aufhört, öffentliche Ungerechtigkeiten zu bekämpfen und an der Verhinderung des Staates zu arbeiten. Mit welcher grauenhaften Folgerichtigkeit hat sich das Diktatorium an den Menschen erfüllt, die nicht wagten, sich gegen Unrecht aufzulehnen und die die Politik andern überließen! Passivität kann ebenso gefährlich sein wie Aggressivität, wenn sie nämlich auf mangelnder Anteilnahme, mangelndem Verantwortungsgefühl und mangelndem Mut beruht. „Wenn wir wollen, daß es in der kleinstein Strohütte wie in der ganzen Welt besser gehe als es wirklich geht, so müssen wir das, was wir dazu beitragen können, selber tun. Und ich glaube, ich lästet, wenn ich meine, der liebe Gott sollte es für uns und ohne unser Zutun an unsrer Statt tun.“, sagt Pestalozzi und er zieht auch die Konsequenzen und läßt die Frauen als Erzieherinnen an der Gestaltung des öffentlichen Lebens mitwirken. Mächtige Frauen scheuen vor dem Parteileben mit seinen vielfach oft abstoßenden, negativen Erscheinungen zurück. Politisches Interesse und politische Tätigkeit sind möglich ohne Zugehörigkeit zu einer Partei. Nicht einmal die Hälfte der Männer sind Parteimitglieder. Es gibt ja bei uns keinen Parteizwang. Aber abgesehen von der

Freiwilligkeit des Anschlusses an eine Partei sind die Parteien an sich keine negativen Erscheinungen, sondern sie haben eine notwendige Funktion im öffentlichen Leben: sie sind Träger geistiger Strömungen und in ihrem Zusammenwirken Träger des öffentlichen Gedankens. Alle Verhältnisse und Ereignisse können von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet werden. Vielfache Beleuchtung der Dinge und offene Auseinandersetzung sind gesunde Erscheinungen eines freien Volkes. Sollten die Frauen nicht auch innerhalb der Parteien eine Erneuerung im Sinne der wesentlichen Aufgabe einer Partei antreiben und befördern, statt sich vom Parteileben fernzuhalten und der überhandnehmenden Ausartung zuzusehen?

Politik schadet der Innerlichkeit nicht, wenn sie sich von der Not und dem Elend der Menschen abwendet, statt zu helfen? Ist Innerlichkeit wertvoll genug, wenn sie nur da und dort nur zu finden sucht, aber die wirklichen Mittel, nämlich die politischen, Gesetzgebung, Verwaltungsmassnahmen, Rechtsprechung unbewußt läßt, wo doch mit einem einzigen Massnahme so tief einschneidende Wandlungen bewirkt werden können? Sollte Innerlichkeit nicht auch im öffentlichen Leben nicht zerfallen. Wer Innerlichkeit mit Tätigkeit für die Allgemeinheit nicht vereinen kann, ist nicht gesund, nicht gemeinschaftsfähig. Eben gerade aus einer hochentwickelten Innerlichkeit schöpfen leistungsfähige Menschen die Kraft zum Wirken nach außen im Dienste der andern. Manche befürchten, es möchte Egoismus entstehen, wenn die Frau sich politisch interessiert. Meinungsverschiedenheiten bedeuten für die Ehe eine Belastungsprobe. Ist es richtig, der Probe auszuweichen? Ist es nicht ein Zeichen davon, daß etwas auf ist an der Sache? Wenn der Egoismus auf der Unterordnung unter einem tyrannischen Egoisten beruht, so ist er nicht wertvoller als offener Egoismus. Wer zu allem schweigt und überall von vornherein nachgibt, begünstigt die Entwürdigung der Persönlichkeit des andern. Viel fruchtbarer ist eine gründliche Auseinandersetzung. Auf welche Art diese erfolgt, ist von den Charakteren der Eheleute abhängig. Verträgliche Menschen können miteinander reden, unüberwindliche nur streiten. Die Ehe soll eine Lebensgemeinschaft sein. Voraussetzungen zu einer wertvollen Ehe sind gegenseitige Liebe, gegenseitige Achtung, gegenseitige Toleranz und gegenseitige Rücksicht. Wo diese Voraussetzungen fehlen, da fehlt es an richtiger Erziehung zum Ehestand. Die Schweiz hat ohne Frauenstimmrecht alljährlich bedeutend mehr Ehescheidungen als die nordischen Länder, Finnland, Schweden, Norwegen, England, Belgien, Holland, Dänemark, die das Frauenstimmrecht schon lange, z. Z. schon seit Jahrzehnten eingeführt haben, ein Beweis dafür, daß man mit dem Frauenstimmrecht mindestens ebenbürtig eine Ehe führen kann wie ohne dasselbe.

Das schwerwiegendste Bedenken betrifft die Wirkung des Frauenstimmrechtes auf die Familie. Hier gilt es, zunächst phantastische Vorstellungen wegzuräumen. Die Beanspruchung durch das bloße Stimmrecht ist nicht so groß, wie manche Frauen annehmen. Abstimmungen und Wahlen werden zu bestimmten Zeiten des Jahres vorgenommen, in der Regel im Frühjahr und im Herbst. Ueber Bedeutung und Entstehung der Abstimmungsvorlage orientiert eine kurze Begleitung, die jedem Stimmbürger ins Haus gebracht wird. Zur ausführlichen Orientierung dienen nötigenfalls Presse und öffentliche Vorträge. Die Vorbereitung auf die Abstimmung ist eine praktische staatsbürgerliche Schulung, durch die die Frauen nur gewinnen können. Was die Männer außerhalb ihres Berufes leisten, das sollten auch die berufstätigen Frauen, auch die Hausfrauen leisten können. Ist es nicht ganz gut, wenn jeder Mensch von Zeit zu Zeit gezwungen wird, seine Aufmerksamkeit auf überindividuelle Zusammenhänge zu lenken? Im engen Kreis verengt sich der Sinn. Es wächst der Mensch mit seinen größern Jochen. Dieses Schillerwort sollte als Mahnung vor jeder Hausfrau stehen. Jede Auseinandersetzung mit einem Sachgehalt bereichert den Menschen; an jeder Aufgabe, die er ernst nimmt, wächst er. Was gibt es Schöneres als wachsen und innerlich reich werden? Durch die Anteilnahme der Hausfrauen und Mütter an den Bedürfnissen, Fragen und Aufgaben des öffentlichen Lebens gewinnen nicht nur die Frauen selbst, sondern auch die Familien. Das Familiengedächtnis wird durch einen wertvollen Gegenstand bereichert.

Die Töchter und Söhne wachsen auf natürliche Weise in die Sphäre des politischen Lebens hinein. Die Familie legt dadurch den Grund zu dem, was später in einem demokratischen Staat unentbehrliche staatsbürgerliche Erziehung. Das lebendige Beispiel von Vater und Mutter wirkt in der reifen Jugend Anteilnahme und Hilfsbereitschaft für die Allgemeinheit. Die Zeit, die die Mutter braucht zu ihrer eigenen Orientierung, macht sich reichlich bezahlt durch die erzieherischen Wirkungen. Die Mutter bekommt so ein wertvolles Mittel in die Hand, bedeutsame Dinge mit ihren Töchtern und Söhnen zu besprechen; das gemeinsame Interesse vereinigt die Familienglieder und wirkt dem überhandnehmenden Auseinanderstreben entgegen.

Die Mitarbeit der Mutter in einer Behörde ist ebenfalls geeignet, dem Gemeinschaftsgeist in der Familie günstig zu beeinflussen. Junge Mütter, die kleine Kinder zu betreuen haben, werden ja in der Regel als Beiratsmitglieder nicht in Frage kommen, so wenig wie junge, unerfahrene Männer in Behörden gewählt werden. Wenn alle Kinder zur Schule gehen, hat die Mutter wieder etwas mehr freie Zeit. Ihr kommt es sogar vor, daß ältere Mütter, deren Kinder erwachsen und selbstständig geworden sind, sich etwas vereinnamt fühlen. Ihre Möglichkeiten haben sich durch ihre mütterliche und hausfrauartige Tätigkeit voll entwickelt; die Lebenserfahrung hat sie zum reifen Menschen gemacht, und nun fängt ihr Tätigkeitsbereich an zusammenzuschrumpfen, just im Moment, wo sie

zu größeren Leistungen befähigt wäre. Eben solche durch das Leben gereifte Mütter sind vorbereitet und geeignet zur Mitarbeit in Armen-, Schul- und Kirchenbehörden, in Gemeindeämtern und in Parlamenten. Ihre Lebenserfahrung und Reife soll nicht verloren gehen, sondern zum Wohle der Gemeinde, des Staates beansprucht werden.

Wenn der Staat die Entfaltung echten Menschentums befördern soll, dann müssen Staat und Familie nicht nur durch rechtliche, sondern auch durch menschliche Bande verknüpft sein. Die Mütter als Seele der Familie müssen im State mitwirken, mitprägen, mitbestimmen. So wie in einer guten Familie Vater und Mutter die wichtigsten Angelegenheiten miteinander besprechen und miteinander beschließen, so müssen in einem guten State die bedeutendsten Anliegen von Landesvätern und Landesmüttern gemeinsam beraten und entschieden werden. Der Sachgehalt bereichert den Menschen; die menschliche Anteilnahme befeuert und vermenslicht den Staat. Wenn innerhalb der Staaten echtes Menschentum gedeiht und gepflegt wird, so besteht Aussicht, daß auch die zwischenstaatlichen Beziehungen in Zukunft menschlicher gestaltet werden. Haben wir nicht Grund genug, alle Kräfte, die diesem Ziele entgegenstreben, sich im öffentlichen Leben auszuwirken zu lassen? Väter und Mütter sollen gemeinsam einen besseren Staat und eine bessere Staatenvereinsigung schaffen als bis hier von den Männern allein geschaffen worden sind.

Emilie Hoffart.

Eine christliche Botschaft Tsiang-Kai-Schtsch

E. D. D. General Tsiang Kai-Schtsch erließ nach der Beendigung des Krieges mit Japan an das chinesische Volk eine Botschaft unter der Überschrift: „Das Recht liegt über die Macht“. Diese Botschaft, die bisher kaum bekannt geworden ist, wird im christlichen Wochenblatt „The Guardian“ (Madras, Indien, 30. Januar 1946) wiedergegeben. Hier sind die wichtigsten Abschnitte daraus, die die geistige Haltung des Generals vor allem kennzeichnen:

„Das Recht liegt über die Macht. Diese große Wahrheit, an der wir nie zweifeln dürfen, ist heute offenbar geworden. Unser Glaube an die Gerechtigkeit in den dunklen, hoffnungslosen Tagen eines achtjährigen Kampfes, wird jetzt beleuchtet. Die historische Sendung unserer nationalen Revolution hat sich nun endlich erfüllt.“

Dr. Sun Yat-Sen setzte sich sein ganzes Leben hindurch in der rechten Ausgang der Revolution. Aber unsere Freude über diesen Siegstag gilt nicht ihm. Unser gemeinsamer Dank gilt als Erstes dem gerechten, barmherzigen Gott. Wir haben den Sieg, aber noch nicht den Frieden gewonnen. Die unersättliche Macht der Gerechtigkeit hat nicht einfach einen Triumph mehr erzielt. Wir hoffen mit dem Beistand der Welt, ganz besonders, daß dieser Krieg der letzte Krieg der zivilisierten Völker gewesen ist. Denn ... kann wird unser Volk die unersättlichen Schreden und Demütigungen, die es ertragen mußte, oder daß der Friede so lange auf sich warten ließ, nicht als einen zu hohen Preis ansehen ...

Es ist meine aufrichtige Überzeugung, daß das ganze Menschengeschlecht einmal als eine Weltfamilie in einer Gemeinschaft verbunden sein wird.“

Im Spiegel des Alters

Roman von Lisa Wenger

Morgenster-Verlag, Conzett & Huber, Zürich

Wir Kinder warteten schieferhaft auf die Stunde, in der wir das Wunderbare, das Ungewöhnliche, das unmißlich Scheinende sehen würden. Das Tag zu Tag verstrich man uns. Wir mußten, Großvater war sehr krank. Wir liebten ihn. Dennoch fragten wir alle Tage, ob es nicht an der Zeit sei. Dennoch quälten wir Mutter und Tante Misset, dennoch meinten wir vor ungeduld und Beiruhnis, daß wir unsere Freude Tag um Tag hinausgeschoben mußten. Der fröhliche Großvater — das Affentheater, — wir schwankten seinen Augenblick. Abenteuerlust und Einbildungskraft zauberten, lockten und uns andere Gedanken ließen uns voran in die buntesten Bäume mit den großen Wäldern. Großvater aber, der lag in seiner Stube, das war schon oft so gewesen.

Da hörte der Kranke eines Tages durch die Türe unter ungeduldigem Weinen und unsere Bitten. Er ludete unsere Mutter, mit uns das heiß begehrte Affentheater zu besuchen. Er sei es, ließ er uns sagen, der uns einlade. Nun liebten wir den Großvater wieder glücklich und ließen ihn stürmisch danken. Wir zitterten vor Erregung. Für die neuen Kleinigkeiten, die Mutter uns anbot, hatten wir keinen Sinn, auch nicht für die sehr gewünschten „Sittchen“ an un-

Nachdruck verboten
Ihren Juvenerbüschen. Alle unsere Gedanken, unser Sinn, unser Wille waren auf das Theater gerichtet. Wir liefen den ganzen Weg zehn Schritte voraus, trippelten an der Kasse von einem Fuß auf den andern, drängten stürmisch hinein, beinahe erdrückt von der Menge der Schaulustigen. Endlich saßen wir, nach der Mühe auf unsern Bänken rutschend und hüpfend, uns wiegend, biegend, ohne auch nur zu bemerken, daß hinter uns alles lachte und beinahe mit Fingern auf uns zeigte. Die Vorstellung begann.

Als wir zurückkamen, erfüllten wir das Haus mit Gelächern und Lärm und sprangen, getreue Abbilder der Affen, über Stühle und Sofas. Wir begehrten stürmisch, den guten Großvater mit dem Wust unserer Einbrüche zu belästigen. Da uns unser Begehren und unsere Neugierde gefüllte, gedachten wir seiner wieder. An einem ungewohnten Augenblick führten wir in sein Zimmer und berieteten mit wilden Bewegungen und glänzenden Augen von den Affen und Affchen, die wir gesehen. Wie herrlich sie angesehen gemeldet, mit Federbüscheln und leuchtenden Kleibern die Affendamen, genau so schön wie die Mutter, wenn sie eingeladen worden. Wir beschließen einen großen Affen, der in Uniform und langem Säbel dahergelommen, so wie der Onkel Hauptmann. Und Arm in Arm seien die Affen — einer mit einem ganz weißen Bart — spazieren gegangen, sie hätten gegessen und getrunken und sich die dicken Lippen gewischt, und einer hätte ein so großes Maul gehabt, wie die Jungfer Bonelli. Und auch davon berichtet wir, wie die Affen plötzlich, als jemand ihnen einen Kuchen zugeworfen, alle ihre Artigkeit vergessen hätten, und sich in die Haare gefahren seien und sich geräuft hätten, bis der Herr mit dem weißen Gesicht und der weißen Halskrause mit der Peitsche gekommen sei. Da seien plötzlich alle mäusehinstill dagefallen.

„Herrlich ist es gewesen, Großvater, du kannst dir gar nicht ausdenken.“

„Ich glaube doch“, sagte der Kranke. „Ich glaube, daß ich es mir denken kann. Ich habe so lange gelebt.“

„Aber nicht mit den Affen“, gab Klaus zu bedenken. „Das ist ganz anders.“ Großvater lächelte Er wollte sich aufrichten, aber es ging nicht, sein Kopf fiel in die Kissen zurück.

Wir wurden zaghaft und wußten nicht, ob wir Unrecht getan hätten. Man sollte uns weg.

Drei Tage darauf starb der Großvater. Mitten in unser Affenspiel hinein kam die Mutter in Tränen, um es uns zu sagen. Wir standen da, laßen sie bestürzt an, und verstanden nicht, warum sie weinte.

„Ist im Himmel auch ein Affentheater?“ fragte Klaus. Die Mutter meinte noch mehr. Als sie gegangen war und ihre Schritte noch nicht verhallt, schnitten wir schon wieder wilde Grimassen, tobten den Wänden entlang, bolgten uns, gingen Arm in Arm spazieren und fuhren in einem umgetriebenen Fußschmel durch das Zimmer, genau so wie wir es bei den Affen gesehen.

Den Großvater hatten wir vergessen. Wie oft mühen wir, um eines Affentheaters willen, Großes übersehen haben?

Dunkle Wolken, die aus Indien kamen
Von Zeit zu Zeit brach es Papa wunderliche, manchmal handgroße, oft aber halbellenslange Seidenreste mit nach Hause, mit denen wir in der Schule einen einträglichen Tauschhandel trieben.

Ich ermahnte mir meistens Zuckerdarmleiden, das von der Verkäuferin in einer Tüte von grauem Bismutpapier überreicht wurde. Oft hat sich Geld, das meine Mutter mir gab, um Schulhefte davon zu kaufen, verwandelt in jene braune, eigentümlich riechende Zuckerei. Und ich sah sie voll Freude, ohne eine Spur von schlechtem Gewissen, und hielt mich dabei für ein besonders wahres und ehrliches Kind. Wahrscheinlich war ich es auch.

Diese Seidenmutter, dunkelrot mit grünen glänzenden Streifen, oder hellrot mit gelben Punkten, oder blau mit grünen und gelben Punkten, schillernd und glänzend gleich den Federn der Kolibris, wurden alle nach Indien gelandt, wo Onkel Emilio sich niederlassen mit einem Freund Papas, dem Herrn Boffi. Sie verkauften die Warenballen, die ihnen aus der Schweiz gelandt wurden, an schöne und reiche und weißhäutige Indierinnen, wenigstens glaubte ich das. Ich stellte mir vor, daß Onkel Emilio unter einem blutroten Segeltuchstand unter seiner Tüte sah, die seine getreut, rauchend aus langer, gemundener Pfeife, denn Indien und die Türkei hielt ich nicht auseinander. Ich nahm auch an, daß ihm, Onkel Emilio, nun endlich ein langer Bart gewachsen, und daß er begierig war, bis die braunen, weißgekleideten Frauen herbeiströmten, um sich alle die herrliche ausgefärbte Seide zu eigen zu machen.

Schwester Hermine Humbel

21 Jahre Bernalterin
der Schweiz, Pflegerinnenkurse in Zürich.

Auf 1. April dieses Jahres wird Schwester Hermine Humbel (sie liebt es nicht, "Obermeisterin" genannt zu werden) von ihrem Posten als Bernalterin der Schweizerischen Pflegerinnenkurse mit Krankenhäusern in Zürich zurückgetreten. Ihre vielseitige und verantwortungsvolle Arbeit auf der jüngeren Schwestern ihrer nächsten Mitarbeiterinnen, Fräulein Maria Bräuer, zu legen.

An den 21 Jahren, während denen Schwester Hermine die Pflegerinnenkurse verwaltete, hat diese eine entscheidende Phase ihrer Entwicklung durchlaufen, liegt doch darin eingeschlossen die Periode des Ausbaus dieses Hauses 1934-1936 mit jahrelangen, eingehenden Vorarbeiten. Die Bernalterin hat daran einen wichtigen Anteil gehabt, wie auch an der Lösung der vielen finanziellen Schwierigkeiten.

Wenn Dimension und Einrichtungen der zahlreichen Unterrichtsräume auch heute zu genügen vermögen, obgleich die Belegung des ständig überfüllten Krankenhauses auf höchsten Touren läuft und die Zahl von Schwestern und Angestellten in den letzten Jahren weiter stark gemachsen ist, so ist dies auch dem Weitblick zu verdanken, der charakteristisch ist für unsere Bernalterin. Wenn die Angestellten in Büros, Küche, Waschküche und Offices in hellen, gut gelegenen und geschmackvoll eingerichteten Räumen und vornehmlich freundlichen Zimmern wohnen, wenn die Patienten sich über die schöne Bettwäsche und die gute Qualität aller Haushaltungsgegenstände freuen können, wenn die Schwestern in genügender Zahl leistungsfähige, Roben, Feder-, Hirt-Kissen und -Kissen, Spitalbetten, Tischler aller Art usw. für ihre dienstlichen Verbindungen zur Hand haben (welche Wohltat für die Kranken und Zeiterparnis für die Schwestern!), wenn Krankenschwestern und Operationschwestern ein Essen erhalten, das den höchsten Bedürfnissen ihres Dienstes entspricht, wenn die Schwestern bei einem persönlichen Besucheort an die Aufnahmestellen ausgebaut und die große Rechnung stimmt, wenn Verträge und Übernahmen Verbindungen finden für ihre Wägen und Anordnungen, wenn der ganze, komplizierte Haushalt eines Krankenhauses und einer Schwesterkurse (total rund 400 Personen) in Kriegs- und Friedenszeiten in geordneten und freundlichen Bahnen läuft — dann ist das auf die Art zurückzuführen, mit der Obermeisterin Hermine das Steuer der Bernalterin während diesen 21 Jahren fähig, umsichtig, klug, entschlossen und verantwortungsvoll, mit festerem Gefühl für das Richtige, Mäßigkeit und Schöne und mit einem warmen Herzen für das viele Leid, das ein Krankenhaus herbeibringt. Aber auch mit stets jugendlich bleibender Freude für eine schöne Befallung aller Dinge, wie sie gerade in einer Schwesterkurse und beim Ernst des Berufes besonders wichtig sind.

Immer haben unsere Bernalterin mit absoluter Hingabe und Zuverlässigkeit an ihrem Posten. Ihr Beispiel und ihre Persönlichkeit werden weiter wirken. Wir alle, Kommissionen, Mitarbeiter alt und jung, Patienten und Ratschläge, Schwestern aller Jahrgänge danken ihr von Herzen dafür, daß sie den Kranken und der Pflegerinnenkurse ihre Kräfte und ihre Liebe ein Leben lang identisch als Krankenschwester im eigenen Betrieb und in anderen Spitälern von 1906 bis 1924, als Bernalterin von 1925 bis heute. Ihre Erfahrung und ihre Kenntnisse wurden auch von mehreren Kreisen der Krankenhaus-Bernalterinnen geschätzt und geschätzt.

Der Seitens Ausblick.

Von einer Mitarbeiterin.

Der Abschied unserer lieben Bernalterin, Schwester Hermine Humbel, ist ein Ereignis, das wir alle mit Freude und mit einer gewissen Trauer betrachten. Sie hat uns nicht nur als eine der besten Mitarbeiterinnen, sondern auch als eine der besten Menschen kennen gelernt. Ihre Hingabe, ihre Klugheit, ihre Entschlossenheit und ihre Liebe zu den Kranken und zu den Schwestern haben uns alle sehr beeindruckt. Wir werden sie sehr vermissen, aber wir werden auch stolz sein auf die Arbeit, die sie in den letzten Jahren geleistet hat. Wir werden ihre Lehren und Beispiele weiter verfolgen und versuchen, sie in unserer eigenen Arbeit zu verankern.

Schwester Hermine erwarb sich in jungen Jahren in einem Hauswirtschaftslehre in Frankreich die hauswirtschaftlichen Kenntnisse. Sie hatte Freude und viel Verständnis für Küche und Haushalt. Bei ihrem Ein-

tritt in die Pflegerinnenkurse traf sie nicht die tollsten Verhältnisse an, aber bald entdeckte sie unter ihrer fröhlichen, hellen, glühenden Lebensbegeisterung, es wurde nach neuzeitlichen Speisekarten gekocht und daß wir seit dem Neubau in einer hellen, geräumigen Küche, mit dem Bild auf weite Landschaften, arbeiten dürfen, ist hauptsächlich ihr Verdienst. Trotz ihrer angeborenen Großzügigkeit und ihrem Weitblick, war sie im Kleinen treu und exakt und verlangte auch von den Untergebenen laubere und gewissenhafte Arbeit. Wir fühlen ihre Güte, ihr achtendes und ihre Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, aber wir hatten auch Respekt vor einem strengen Tadel.

Die Pflegerinnenkurse beziente es uns, an einem strahlenden Sommermorgen mit dem ersten Tram zum Engros-Markt zu fahren! Da wurden mit großer Sorgfalt das Gemüse, die herrlich duftenden Früchte ausgewählt. Und schon sah man im Geiste vor sich: das sorgfältig zubereitete Mittagessen, appetitanregend angerichtet, die köstlichen Früchte, weiches Innere, blühendes Silber, auf dem Kranzschiff der Patienten. So war es mit allem: immer vom Guten das Beste, sei es in den Anordnungen von Küche, Möbeln, und sonstigen Einrichtungen. Immer galt der Grundsatz: einfach, solid, schmackhaft. Trotz der Zeit lang andauernden Tätigkeit behielt Schwester Hermine das entscheidende Wort zu sprechen, kam sie doch nicht in Versuchung den Diktator zu spielen. Gerne gab sie Ratschläge, aber sie drängte sie nicht auf, und überließ gerne ihren Mitarbeiterinnen Maß und Maß.

Wenn sie auf ihrem gewohnten Gang nach dem Mittagessen durch Küche, Wirtschaftsräume, mit dem Chef, mit der Köchin einige Worte wechselte, da bei einer Angestellten nach einem bösen Tag, hat sie auch in einem hartnäckigen Husten erkrankt und in der Wochenkammer im Vorzimmer etwas ihr Wohlstand erregte mit den Worten: "Gehst du nicht der große Zug?" Sie wußte man, daß ein nächstes Mal die Ware zu reifen war!

Nie vergah sie die Gültigkeit und den Appetit der Schwestern! Oft waren wir im Stillen gar nicht einverstanden, wenn es einen extra Zug geben sollte. Aber es war halt doch so: Wir, die beständig gute Sachen vor Augen hatten, verprügelten viel weniger Lust in einen rotenmangigen Apfel zu beißen, oder im Sommer einen Teller voll Früchten zu schnabulieren, wenn 200 Mitarbeiterinnen bereit standen, die Pflegerinnenkurse mit der Güte Schwester Hermine, den stillen, aber nicht weniger bestimmten, im Stillen abzuwenden öffneten bestimmte Seelen ihr Herz und fanden Trost, oder wie reute sich Schwester Hermine, wenn troste, braungezeichnete Heimkehrer: von ihren Ferienreisen erzählten! Sie war immer da — hatte Zeit — und füllte mit in Freude und Schmerz. Und wenn wir nach einem Hausfest viele Gutenachtwörter wünschten, immer ward uns ein warmer Dank zu Teil.

Wir wußten Augen und mit teilnehmendem, mütterlich, warmen Herzen war sie für die inneren und äußeren Bedürfnisse von uns allen besorgt. Es herrschte ein guter Geist. Mit der natürlichen, selbstverständlichen Autorität unserer Bernalterin, bei der die geistige Überlegenheit Voraussetzung war, mit dem gegenseitigen Respekt und Vertrauen konnte die produktive Arbeit geleistet werden, das alles auf der Seite verwaltet und vorzüglich geleitet wurde.

Schwester Hermine hatte das Glück, große Gaben zu empfangen und das Schicksal hat sie auf der rechten Seite gestellt, auf dem sie ein reiches Leben aufbauen konnte.

Wir danken ihr für alles Gute, das sie uns gegeben hat, für alles, was wir von ihr gelernt haben und für die gemaltete Arbeit, die sie für die Schweizerische Pflegerinnenkurse während so vieler Jahre geleistet hat. H. F.

Mütterrente

Auszug aus einem Referat, gehalten von der Leiterin der Zürcherischen Schwangerschaftsberatungsstelle anlässlich der Jahresversammlung des Vereins Mütterhilfe vom 4. Dezember 1945.

Die Zürcherische Schwangerschaftsberatungsstelle des Vereins Mütterhilfe in Zürich führt in ihrer Arbeit für die berufstätige werdende Mutter täglich auf Schwierigkeiten, die nur die ebenbürtige Mutter-Schwangerschaftsversicherung wirksam beheben könnte. Wohl garantiert das Krankenkassenobligatorium den wenig bemittelten Müttern kostenlosen Geburt und nötigen unter gewissen Bedingungen das Recht auf Stillprämien, doch fehlt es am dringend nötigen Ersatz für den Lohnausfall während der letzten Schwangerschaftswochen und der Zeit der nötigen Schonung nach der Geburt. Damit, daß das eidgenössische Gesetz der Wöchnerin die Wiederaufnahme ihrer Arbeit bis 6 Wochen nach der Ge-

burt verbietet, ist der alleinstehenden ledigen Frau, die Mutter, auf deren Wohlstand ihre Familie dringend angewiesen ist, noch nicht geholfen. Solange kein Sozialgesetz die Arbeitsaufgabe praktisch durchführbar macht, wird es nicht verbindert werden können, daß Arbeiterinnen mit wenigen Stunden vor der Geburt an ihrer Maschine stehen und noch während ihres Ausflusses von der Arbeiterin kurz nach dem Wochenbett Späterarbeit annehmen; daß Konfektionsarbeiterinnen wenige Tage nach der Geburt bis in die Nachmittagsstunden hinein Heimarbeit machen. Die Folgen dieses gesundheitlichen Verfalls bleiben nicht aus: Wir treffen verkrüppelte, früh gealterte Frauen mit Unterleibschmerzen, überreizten Nerven, sie sind weder zum Stillen, noch zur Erziehung ihrer größeren Kinder mehr fähig und das Wissen um eine neue Schwangerschaft bringt sie sehr zur Verzweiflung. Nur mit gut gemeinten Ratschlägen und Aufmunterungsversuchen ist hier nicht zu helfen. Dringender ruft die Not nach der Mutter-Schwangerschaftsversicherung, — wann wird sie kommen?

Aus der ihm bekannten Not heraus hat der Verein Mütterhilfe als beschließende und noch ganz ungenügende Zwischenlösung, die leider nur einem ganz kleinen, sorgfältig ausgewählten Kreis bedürftiger tapferer Mütter zugute kommen kann, vor acht Jahren die Institution seiner Mütterrenten gegründet. Ein Gehalt eines ungenannten Gönners von einigen tausend Franken ermöglichte vor Jahren den Grundstock zu einem kleinen Fonds, der, trotzdem er ständig fast über Gebühr beansprucht wird, doch auch immer wieder zur richtigen Zeit eine Zusage gefunden hat, meistens durch private Gönner, einmal aber auch durch eine größere Anzahl des Regierungsbüros aus dem kantonalen zürcherischen Landeslosterfonds.

Während der letzten 3 Jahre sind 113 Mütterrenten in Beträgen von Fr. 20.— bis Fr. 200.— an 94 verheiratete und 19 ledige Mütter ausbezahlt worden, die wurden zur Wiedergabe des Lohnausfalls in monatlichen Raten von Fr. 20.— bis Fr. 100.— vom Zeitpunkt der Arbeitsaufgabe an bis zur Wiederaufnahme der Arbeit nach der Zeit der nötigen Schonung ausgerichtet. 26 der Empfängerinnen waren ungelernzte Arbeiterinnen, 1 Bruder-Elternteil, 25 Arbeiterinnen aus dem Friseurgewerbe, 1 Blumenbinderin, 8 Büroangestellte, 8 Verkaufsfrauen und Lageristinnen, 7 Hausangestellte, 5 Hotelangestellte, 16 Wälder- und Putzfrauen, 7 Zeitungsbearbeiterinnen, 5 Familienrenten mit 5-10 Kindern haben wir den erwerbsfähigen Müttern gleichgestellt und es ihnen durch Auszahlung von Mütterrenten ermöglicht, über die letzte Schwangerschaftszeit und 2-3 Monate nach der Geburt eine Hauswirtschaftliche einzustellen. Die alleinige Belegung eines so großen Haushaltes kommt ja sicher einem Wöchnerin gleich, wenn es auch meistens erst als solches gewertet wird, wenn die Mutter ihre Arbeit einmal nicht mehr tun kann und eine Hauswirtschaftliche besetzt werden muß.

Da bei sämtlichen Rentenbegünstigten das Mütterrenten eine dringende Notwendigkeit war, weil das Einkommen des Familienarbeiters unmöglich ausreichte zum Durchkommen der Familie, so bedeutete unsere Mütterrente in vielen Fällen die einzige mögliche Rettung der Familienmitglieder oder Armenrenten. Sie hat manche Mutter vor sonst unvermeidlicher Lebensanstrengung und dauernder körperlicher Schädigung bewahrt und manches Familienmitglied, das sich an den allzuvielen Raten der finanziellen Schwierigkeiten kaum zu halten vermochte, gerettet. Auch manche ledigen Mutter hat die Mütterrente geholfen, den Mut für ihre schwere Aufgabe aufzubringen und mit neuer Zuversicht ein neues Leben anzufangen.

Leider ist unser Mütterrentenfonds auch jetzt wieder auf ein Minimum zusammengefallen, wir hoffen auf eine neue Spende, denn selbst neben der Mutter-Schwangerschaftsversicherung werden unsere Mütterrenten in all den Fällen noch nötig sein, in denen die erwerbsfähige Mutter aus Gesundheitsrückfällen ihre zukünftige Arbeit nicht bis im letzten Schwangerschaftsmonat ausführen kann. Wir hoffen deshalb schärfst auf das Kommen der Mutter-Schwangerschaftsversicherung, die unsere Mütter den unter Sorgen verloren gegangenen Begriff der "guten Hoffnung" wieder zurückbringen soll. I. Sch.-P.

Politisches und Anderes

Der Sicherheitsrat der "Lao" tagt in New York

E. B. Wie vorgelesen, hat der Sicherheitsrat der Vereinigten Nationen seine Sitzungen begonnen. Unter heftigen Umständen. Demnach ist die Sitzung, d. h. die russisch-chinesche Spannung wegen der Belegung von Übersee durch russische Truppen (Lao) — auch auf das Drängen der USA. — als erstes Traktandum behandelt worden. Durch das Votum, das aber von der Gemeinschaft in den Verhandlungen geltend gemacht werden könnte, würde der Sicherheitsrat allenfalls in seiner Befähigung der friedlichen Angelegenheiten lahmgelegt und ein solcher Breitenverlust, gleich zu Beginn, wäre ein böses Omen für die noch so junge Organisation. Präsident Truman und der amerikanische Staatssekretär Acheson betonten denn auch in ihren Begründungen, es sei der aufrichtige Wille der USA, die Charta der Vereinigten Nationen in Ehren zu halten... die als "Berg zum Frießen, den die Bitter zu geben wünschen", bezeichnet wird. "Fragen, die den Weltfrieden berühren, dürfen nicht als Ehrenpunkte betrachtet werden, die nicht besprochen werden sollen. Fragen der Ehre sind zwischen den Einzelmenschen nicht mehr Gegenstand von Gottesurteilen oder Duelle. Fragen der Ehre unter den Nationen dürfen nicht der Feuerprobe oder dem Kampf überlassen werden..."

Der Sicherheitsrat tagt nun permanent, die Delegierten bleiben in New York in Tätigkeit, sie konnten es sich infolgedessen leisten, ihre Sitzungen um 24 Stunden zu verschieben (weil sie in der persönlichen Frage weitere Instruktionen ihrer Regierungen erwarteten). Entgegen einem russischen Antrag, die Tagung auf den 10. April zu verschieben, sind sie nun in Aktivität und verfolgen die Vorgänge in Berlin fortwährend stündlich.

Nach Churchills großer Rede, die vor 2 Wochen lang und unverändert die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zog, hat Moskau nun doch offenbar begonnen, sich etwas elastischer in internationalen Krisen zu verhalten: auf der dänischen Insel Bornholm, in den Ostseefraktionen und in Mandchukuo sind die russischen Truppen teils ganz, teils teilweise zurückgezogen worden und in letzter Stunde soll auch in Persien ein Zurücknehmen der Truppen begonnen haben.

Schweiz-China

Witte März ist eine Abmachung mit sofortiger Wirkung zwischen der Schweiz und China getroffen worden, derzufolge die Schweiz auf die Exterritorialität in China verzichtet. Schweizerbürger und schweizerische Firmen oder Vereine unterliegen von jetzt an der chinesischen Rechtsprechung; ihr Grundeigentum wird nicht angefochten. Praktisch hat China gleiche Wohnrechte mit anderen ausländischen Staaten gewonnen und hat damit endlich die Praktiken der "doppelten Moral", die gewissermaßen schuf, abgeworfen. In seinem furchtbaren Kampfe gegen die Japaner hat China sich als Staat und Volk zur Einheit und Selbstbehauptung durchgerungen, derzufolge nun auch die Bedrohung der Ausländer fallen mußten.

Finanzelles

Der gegenwärtig tagenden Bundesversammlung hat der Bundesrat beantragt, dem zentralen Ausgleichsfonds (der bestimmt durch die Sozialausgleichsgesetze) werden wird und hauptsächlich nun für die Finanzierung der Alters- und Hinterbliebenenversicherung herangezogen werden soll).

sechs Millionen Franken für die Nationalpension

zu entnehmen. Obwohl der Bundesrat eine solche Abzählung ausdrücklich als unerwünscht erklärt, empfiehlt er doch diese Ausnahme, damit die Nationalpension in die Lage versetzt werde, den Bedürfnissen der Alters- und Hinterbliebenenversicherung zu genügen. Im Laufe des Krieges sind von den 9.5 Millionen für Unterhaltungen, 4.5 Millionen für Alterspensionen, 2.5 Millionen für Unterhaltungen auf fürstgewerter Kriegsversicherung, Soldatenrenten, Bürgereisen usw. ausgegeben worden. Das Stiftungsergebn beträgt aber noch 9.9 Millionen, aber es wird mit jährlich über einer Million Defizit in den paar nächsten Jahren gerechnet, denn die Anforderungen zur Hilfe für erkrankte, Verwundete und Hinterbliebenen von im Weltkrieg verstorbenen Wehrmännern sind groß. Der Ausgleichsfonds ist im Lauf der Jahre auf 600 Millionen angewachsen, so daß er auch bei einer Entnahme von 1 Prozent noch als sehr stattliche Reserve bereitsteht. — Wir Frauen, die wir 1915 durch die Sammlung von einer Million und Lebergabe derselben an den Bundesrat den Grundstein zur Nationalpension gelegt haben, würden uns, falls wir Vertreterinnen in der Bundesversammlung hätten, gewiß belassend zu diesem Antrag äußern.



Zu meiner großen Verblüffung und Enttäuschung erklärte uns Papa, daß der Onkel und sein Freund die Seide kommen ließen, um sie gleich ballenweise an andere Händler weiterzugeben. Mir gefiel das nicht, dies müßte der Herr und sein Hund des Handels, und unser Herr in der Stadt zu leben, dazu brauchte ich in meinen Gedanken nicht nach Indien zu reisen, das kam in der Stadt, in der ich wohnte, alle Tage vor.

"Werden auch die Leihgaben so einfach weiterverkauft?" fragte ich Papa. Auch die geborenen Schmetterlinge, die die Flügel öffnen, als wollten sie davonfliegen, wenn man wissen will, wieviel Uhr es ist? Die minigen Rosen, deren Blätter aufspringen? Die blauen Leihgaben mit den Perlen? Wie sie die freien Träume und die Prinzipalinnen? Ach, auch sie? Wie habe, wie habe, nun gefallen sie mir gar nicht mehr."

Da von Zeit zu Zeit immer seltsame Geschehnisse für meine Mutter eintrafen, mich sie nicht mündern, daß meine Schwestern ihre Flügel ausbreiteten und nach Osten flog. Einmal, wenn ich groß sein würde, dann würde ich nach Indien fahren und alle die Blumen und Schmetterlinge — die großen, blauen — selbst sehen, von denen Onkel Emil mir geschrieben. Und ich würde die Flügel selbst öffnen, die so süß und so bunt und so oft waren und Blumen glücken oder den Bienen, die in allen Farben herumfliegen. Nur die Klapperfliegen ängstigten mich und verfolgten mich bis in meine Träume. Sie hielten meine überblühende Phantasie am Flügel und dämpften meine bunten Träume.

Und von Indien her schob sich die drohende, schwarze Wolke über uns und unser Haus. Wir Kinder achteten

ihren Schatten nicht. Vielesicht empfanden wir es unbewußt, daß der Vater, erregt und beunruhigt, keine Zeit mehr für uns hatte, unsere kleinmütigen Schuldgefühle nicht mehr mit anhören mochte, gleichgültig blieb für unsere Klagen und Hoffnungen. Vielesicht erlebten uns die Mutter stiller, enger als sonst. Vielesicht fand das Schicksal, das uns des Heims, des Vermögens, der Freude auf lange Zeit beraubte, schon vor der Tür, groß und schmerzhaft, unerträglich und grau.

Womit hatten meine Eltern es herausgefordert? Sie lebten bescheiden, erlaubten sich nach der Gewohnheit der guten Bürgerlichkeit keinerlei außerordentliche Ausgaben, keine übertriebenen, nicht üblichen Genüsse. Sie lebten sich gut, doch nicht auffallend. Sie blühten sich nicht, waren fleißig und sorgsam, warum also?

Was man meiner Mutter vormals, was hauptsächlich Tante Meta ihr vormals — das betraf uns Kinder. Die Mutter hatte Geldmangel, hatte Einfälle, Gedanken, und überließ sie in geschmackvoll gearbeitete und hübsche Kleider und Schmuckstücke für ihre drei Tante Meta aber, ja, die vermaß jedes Epitheton als Tand, jedes bunte Band als Stinde, die sich die Hände jenseits der Herabfallen bis auf die Schenkel, gerade, fleißig und häßlich. Sie selbst, ob ich habe es gesehen, wenn wir in der Rarade badeten alle miteinander, trug die Kermel ihrer Hemden lang bis zum Ellenbogen, und hatte ihnen unter den Armen Zwickel eingelegt, die sie ausluden wie weiße große Mühlbänke. Und ihren Salzausschnitt hatte Tante Meta so eingelegt, daß er ihr genau um den Kopf lagte. Sie verband ihn doch, sogar auf dem Bild, das Dieter

von ihr gemalt. Und nun wunderte sich Tante Meta so und rechnete es unserer Mutter als Schuld an, daß wir besser ausfallen als ihre verurteilten Kinder.

Aber als das Unglück über Vater und Mutter kam, als der Onkel Emil hilfslosend Telegramm um Telegramm sandte, als Papa ungeachtet der Bitten der Mutter immer wieder auf die Bank lief und zuletzt alles, was wir besaßen, dem Bruder nachwarf, da triumphierte die Tante Meta. Das aber kommt jetzt noch nicht, es ist noch zu früh. Quers muß ich sagen, daß Papa noch anders als er selbst um seines Bruders willen Geld verlieren könnten, drückte ihn zu Boden. "Einem Ehrenmann geschieht dies, einem Ehrenmann", sagte er zur Mutter, warf die Arme auf den Tisch, den Kopf darauf und rührte sich nicht mehr. Sie gingen mir an ihm vorbei, er sah uns nicht. Wir baten ihn, uns auf seinen einsamen abendlichen Spaziergängen mitzunehmen, aber er schüttelte nur den Kopf. Es sollte ihn niemand sehen. Es sollte keiner auch nur an ihn denken, an ihn, der nicht fähig war, ab er allen Verpflichtungen, die er in seines Bruders Namen auf sich genommen, nachzukommen imstande sein würde. Niemand sollte ihn grüßen, niemand kennen. Die arme Mutter sah neben ihm auf dem schmalen Damasttisch, hielt seine Hand in der ihren und redete ihm zu. Klug und weise, alle Tage von neuem, ohne zu ermüden. Viel begriff ich nicht von dem, was sie sagte, aber das begriff ich, daß sie ihn ansehete, den Mut nicht zu verlieren, aufzustehen, zu handeln, nicht zu warten, bis es zu spät sei. Sie rüttelte ihn am Arm: "Andreas, Andreas, so kann es nicht weiter gehen. Du mußt dich wehren, du mußt, was du zu sagen hast, Vorfälle machen, zeigen, daß du gewillt bist, Opfer zu bringen. Deines Bruders Sache ist nicht deine Sache! Schon hast du ihm alles gegeben, was wir hatten, nun rette uns, deinen guten Namen, dich selbst. Wenn du dich nicht aufmachst, geht es dem Gend zu. Andreas, du mußt dich rühren, mußt dich nicht verlieren. Du bist hier geachtet und geehrt, man wird dir entgegenkommen. Rufe deinen Ruf! Solange sie dich für einen Feigling halten, der sich dahinein verliert! Andreas, tue es uns zuliebe, gehe. Rufe heute."

Ich habe gesehen, daß Papa die Hand über die Augen legte, daß er leuchtete, aufstand und der Mutter über die glänzenden Haare strich. "Ich will gehen", sagte er. "Heute noch!" fragte sie, und ihre Augen strahlten auf, daß sie glänzten wie Opale.

"Ja, heute noch!" Da legte Mutter ihre Arme um Papa's Hals und meinte und konnte nicht aufhören. Er freischalte sie und sprach leise zu ihr und holte seinen Stock und seinen Hut und ging. Mutter sagte: "Gott begleite dich." In dem Augenblick vom Klaus zur Tür herein und sah, daß Papa ausgehen wollte. "Papa, laß dir nicht auf die Füße treten", sagte er und sah an ihm herauf.

"Woher hat er das?" fragte Papa verblüfft. Aber Mutter schüttelte den Kopf. "Ich weiß es nicht. Vielesicht von Gott", sagte sie. "Der Vater ist tot, hat Mutter, und das Sofa, meinte und schlugte, und als ich mich zu ihr hin-

nicht weiter gehen. Du mußt dich wehren, du mußt, was du zu sagen hast, Vorfälle machen, zeigen, daß du gewillt bist, Opfer zu bringen. Deines Bruders Sache ist nicht deine Sache! Schon hast du ihm alles gegeben, was wir hatten, nun rette uns, deinen guten Namen, dich selbst. Wenn du dich nicht aufmachst, geht es dem Gend zu. Andreas, du mußt dich rühren, mußt dich nicht verlieren. Du bist hier geachtet und geehrt, man wird dir entgegenkommen. Rufe deinen Ruf! Solange sie dich für einen Feigling halten, der sich dahinein verliert! Andreas, tue es uns zuliebe, gehe. Rufe heute."

Ich habe gesehen, daß Papa die Hand über die Augen legte, daß er leuchtete, aufstand und der Mutter über die glänzenden Haare strich. "Ich will gehen", sagte er. "Heute noch!" fragte sie, und ihre Augen strahlten auf, daß sie glänzten wie Opale.

"Ja, heute noch!" Da legte Mutter ihre Arme um Papa's Hals und meinte und konnte nicht aufhören. Er freischalte sie und sprach leise zu ihr und holte seinen Stock und seinen Hut und ging. Mutter sagte: "Gott begleite dich." In dem Augenblick vom Klaus zur Tür herein und sah, daß Papa ausgehen wollte.

"Papa, laß dir nicht auf die Füße treten", sagte er und sah an ihm herauf. "Woher hat er das?" fragte Papa verblüfft. Aber Mutter schüttelte den Kopf.

"Ich weiß es nicht. Vielesicht von Gott", sagte sie. "Der Vater ist tot, hat Mutter, und das Sofa, meinte und schlugte, und als ich mich zu ihr hin-

Anforderungen an die gute Stenotypistin

Friz Leuzinger *

Roman und Film haben es fertig gebracht, das Bild der Stenotypistin so zu entstellen, daß es wohlgeachtet ist, erst einmal einiges über die Anforderungen zu lesen, die an eine wirkliche und nicht an eine Filmsteno-Stenotypistin gestellt werden. Sicher ist sie keine Heißhitz, sie ist aber auch nicht ein junges, flinkromantisches Ding, das sich in den Kopf legt, mit Hilfe von Stenographie, Maschinenschreiben und einer angemessenen Kriegsbemalung den Herrn Direktor zu betören. Die tüchtige Stenotypistin ist im Gegenteil in der Regel ein sehr wirksames und denkendes Wesen, das seine Lebensaufgabe darin sieht, seinen Lebensunterhalt zu verdienen und seinem Vorgesetzten zuverlässig und eifrig in der Erledigung seiner Geschäfte zu helfen.

Die Ansicht, mit etwas Stenographie und ein wenig Maschinenschreiben könne man diesen Dienst versehen, beruht auf reiflicher Verkennung der Arbeitsleistung in diesem Beruf. Oberflächlichkeit in der Ausbildung wirkt sich hier wie überall für Arbeitgeber und Arbeitnehmer sehr ungünstig aus. Unberücksichtigung der Fertigkeiten, gute Bildung, angenehme Umgangsformen und gute Gesundheit sind die Voraussetzungen für eine gute Stenotypistin.

Fertigkeiten

Stenographieren und Maschinenschreiben sind die beiden grundlegenden Fertigkeiten dieses Berufes. Hierin liegt die Gefahr der Verkennung, indem angenommen wird, es handle sich dabei um Tätigkeiten, die ganz mechanisch, d. h. ohne größeren Aufwand an Geisteskräften, ausgeübt werden könnten. Es würde im Rahmen dieser Schrift zu weit führen, ersöhnend nachzuweisen, daß hohe Leistungen im Stenographieren und Maschinenschreiben nur bei hinreichender geistiger Anteilnahme und Beweglichkeit erreichbar sind. Entsprechende Hinweise und Anhaltspunkte wird der Leser aber in jedem Abschnitt finden.

Da für diese Ausbildung nur das Ergebnis der Ausbildung eine Rolle spielt, kann darauf verzichtet werden, den Gehweg für beide Fertigkeiten hier zu entwickeln. Angaben darüber finden sich in jedem Schulprogramm der Handelsschulen und der Stenographenschulen. Nur eines sei festgehalten: Zu praktischen, brauchbaren Leistungen kommt man nur durch mindestens zwei bis dreijährige sorgfältige Schulung und ausgiebige Übung.

Eine Eignungsprüfung für die Praxis wird sich vornehmlich mit der Frage befassen, ob die Kandidatin im Stenographieren und Maschinenschreiben ein wirtschaftlich brauchbares Können mitbringt. Was darunter zu verstehen ist, soll in den folgenden beiden Abschnitten kurz festgestellt werden.

Stenographie. Es läßt sich rechtlich genau nachweisen, unter welchen Bedingungen in der Briefvermittlung der Umgang über das Diktat im Stenogramm wirtschaftlich zweckmäßig sein kann. Eine dieser Bedingungen ist die, daß die Stenotypistin mindestens 150 Silben in der Minute sicher beherrscht. Dieser Leistungsfähigkeit stellen keine Gewähr dafür, daß die Stellenbewerberin allen Anforderungen in dieser Hinsicht gewachsen ist. Andererseits muß auch gesagt werden, daß es zwecklos und unwirtschaftlich zugleich ist, Stenotypistinnen einzustellen, die 150 bis 200 Silben schreiben, wenn niemand da ist, der in diesen Geschwindigkeiten diktieren kann.

Maschinenschreiben. Da die Stenogramme auf der Maschine in Klarschrift übertragen werden müssen, spielt auch die Fertigkeit im Maschinenschreiben für die Wirtschaftlichkeit des Verfahrens eine bedeutende Rolle. Es ist ebenfalls nach Nachweisung nachgewiesen, daß die in der Praxis brauchbare Fertigkeit bei ungefähr 4 Umschlägen in der Sekunde beginnt. Diese Geschwindigkeit entspricht rund 60 Silben in der Minute und erlaubt es dem Anhängen, Entwürfe bei langem Diktat direkt in die Maschine zu geben.



Bildung und Umgangsformen

Die Fertigkeiten allein machen durchaus nicht die tüchtige Stenotypistin aus. Es genügt keineswegs, sich durch bloße Stenographie- und Maschinenschreibekurse auf diesen Beruf vorzubereiten zu wollen. Die mannigfachen Anforderungen, die in der Praxis auftreten, verlangen vielmehr eine verhältnismäßig umfangreiche Allgemeinbildung.

Einige kaufmännische Kenntnisse (Buchhaltung, kaufmännische Arithmetik, Kaufmannsrecht usw.) sind unerlässlich. Selbstverständlich gehört auch die Beherrschung mindestens der Muttersprache dazu. Vorrangig ist heute fast ausschließlich die gute Kenntnis wenigstens einer Fremdsprache. Ganz abgesehen von allen praktischen Erwägungen hat die Beherrschung mit fremden Sprachen einen ungleich hohen Bildungswert. Sie weitet den Horizont, gibt Einblicke in das Denken und Handeln fremder Völker, führt dadurch zum besseren gegenseitigen Verständnis und öffnet den Weg zu allem Schönen.

Sinn für das Schöne muß auch die Stenotypistin mit sich bringen. Sie ist ja dafür verantwortlich, daß alle ausgehenden Schriftstücke ein ansprechendes Gesicht zeigen; sie gibt allem Geschriebenen die äußere Form. Einem geschulten Auge geht immer der Rhythmus für den Vortrag voraus; dieses Gefühl, das sich seinerseits auf der guten Allgemeinbildung und der regen geistigen Teilnahme an der Arbeit.

Die besondere Stellung der Stenotypistin im Betrieb verlangt von ihr auch gute Umgangsformen: Freundlichkeit und ein frohes Gemüt erleichtern die Arbeit; Empfindlichkeit und Mangel an Selbstbeherrschung können die Ausübung dieses Berufes zur Qual werden lassen. Unbedingte Verschwiegenheit ist eine der Haupttugenden einer zuverlässigen Stenotypistin; damit macht sie sich erst recht zu wertvollen Mitarbeiterin ihres Vorgesetzten. Ruhe und Beherrschung runden das Bild zur Vollkommenheit ab.

Gesundheit

Wiesch meint man dazu, den Beruf der Stenotypistin zu den leichtesten und angenehmsten Beschäftigungen zu rechnen. Ganz zu Unrecht! Nur wer selbst schon Stundenlang an der Schreibmaschine und am Stenodiktat gearbeitet hat, kann beurteilen, welches Maß an Kraft und Sammlung aufgewendet werden muß und wie groß die Ermüdung werden kann. Es kommt wohl nicht von ungefähr, daß in Fußgänger- und Berufsstenographen zu den Schwerarbeitern gerechnet werden und alle entsprechenden Vergütungen genießen. So ist es denn auch nicht verwunderlich, wenn man von der Stenotypistin gesundheitsliche Widerstandsfähigkeit verlangt. Kräftliche Leute ertragen die Anstrengungen dieses Berufes nicht. Durch geeignete Körperübungen muß besonders der beim Schreiben an der Maschine stark beanspruchte Rückenmuskulatur gestärkt werden.

Bei Anlagen zu Nervosität und Zerknirschtheit zeigt, sollte sich nie für dieses Arbeitsgebiet vorbereiten. Große Nerven und große Konzentrationsfähigkeit sind unerlässlich, da hier rasche und doch labile Arbeit geleistet werden muß.

Nachdruck a. d. Schrift „Die Stenotypistin“
Emil Oelsch Verlag, Ithauwil.

Freier Halbtags der Verkäuferinnen

Die Genossenschaft Migros Zürich schreibt uns zu der Neuerung in Zürich:

Die Migros haben den freien Halbtags für sämtliche Verkäuferinnen schon 1929 eingeführt; seit 17 Jahren genießt unter Verkaufspersonal in allen Migros-Geschäften diese verdiente Ausruhmöglichkeit.

Wir führen einen freien Nachmittag für unser männliches und weibliches Verkaufspersonal also schon zu einem Zeitpunkt ein, als die Verkäuferinnen noch nicht so gesucht waren und ihnen nicht ohne weiteres so gute soziale Bedingungen eingeräumt werden mußten, wie dies heute nötig ist. Das Problem haben wir organisatorisch gelöst, so daß trotz der freien Halbtage genügendes Bedienungspersonal in allen unseren Filialen bereitsteht. Wir haben es deshalb nicht nötig, die Schließung der Geschäfte an einem bestimmten Wochentag anzuhängen, eine Maßnahme, die fälschlich für viele Kaufleute mit gewissen Härten verbunden ist. Von jeher suchen wir in der Organisation neue Lösungen, wenn ein soziales Problem sich aufdrängt, als die gewaltige Mehrbelastung des Verkaufspersonals durch die Rationierung entstand, haben wir Anfang 1942 als erste Firma eine eigene Rationierungsabteilung mit 40 beschäftigten Personen geschaffen, die sämtliche Kontroll-, Abrechnungs- und Einkaufsarbeiten besorgt. Dank diesen speziell eingelegten Arbeitskräften hatten wir es nie nötig, an das soziale Verständnis der Verkäuferinnen zu appellieren, um sie nach Arbeitslosig-

keits tief in die Nacht hinein, oft in unbezahlten Lieberstunden, mit dem Ordon der Rationierungsmarken zu beschäftigen. Unser Verkaufspersonal hat, wie das übrige Personal, während des Krieges in der normalen Arbeitszeit eine prächtige Leistung vollbracht, den freien Halbtags und den freien Halbtags betrachten wir nicht als Belohnung dafür, sondern als unsere selbstverständliche Ehrenpflicht. Den besonderen Dank an das Personal aber hatten wir am 1. Januar mit einer 10 bis 15 prozentigen Lohnerhöhung ab.

Die Mitwirkung der Frau im Staat

Der zweite Abend der Berner Vortragsreihe: „Die Stellung der Frau im öffentlichen Leben“ sah Herrn Nationalrat H. Berret, de Saclé, und Frau Dr. Leuch, Paulanne, am Nebentisch. Herr Nationalrat Berret begann seinen französisch gehaltenen Vortrag mit einem historischen Rückblick. Er führte die zahlreichen Frauen in die Zeit der französischen Revolution und verneinte bei dem damals proklamierten Prinzip der „Gleichheit“ Gleichheit zwischen allen Menschen, ungeachtet der Rasse und des Geschlechtes. Nach mehr als anderthalb Jahrhunderten ist dieses Prinzip der Gleichheit bei uns noch nicht verwirklicht worden, haben wir doch noch immer zweierlei Bürger im Staat, vollwertige männliche und andere. Der Reformer muß darauf aufmerksam, daß diese Tatsache für einen Eintritt der Schweiz in die Uno sehr hinderlich sein werde. Die Mitglieder der Vereinigten Nationen sind verpflichtet, die Statuten der Weltcharta zu

beachten. Schon die Präambel der Charta spricht von den grundlegenden Menschenrechten, von dem Glauben an Würde und Wert der menschlichen Persönlichkeit und an die gleichen Rechte von Männern und Frauen. Wer der Uno beitrifft, hat Männern und Frauen die gleichen Rechte zuzuerkennen. Es heißt: „Die Vereinigten Nationen sollen in keiner Weise die völlig gleichberechtigte Beteiligbarkeit von Männern und Frauen zu irgendeinem Amt in ihren Haupt- oder Nebenfunktionen behindern.“ — Der Reformer führt weiter aus, die Sozialgesetzgebung des Bundes wäre heute schon weiter fortgeschritten, hätte die Frau das Recht, im Staat mitzuwirken. Die Frau begegnet im täglichen Leben dem Glend viel öfters als der Mann. Sie sieht die arme Witwe, die Tag und Nacht arbeitet, um ihren Kindern das tägliche Brot zu sichern. Diese alleinstehenden Frauen leisten oft die härteste

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 ZÜRICH Tel. 57722

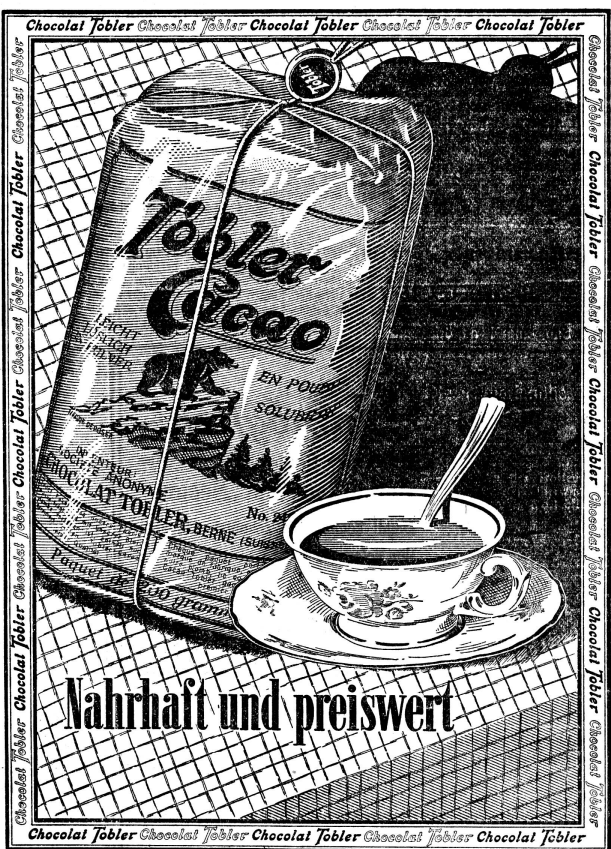
Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus

Behagliche Räume

Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst



Nährhaft und preiswert

letzte, freudigste sie mich. „Ach Kind, daß ich euch habe, daß man mir euch nicht nehmen kann.“

„Was soll man dir nehmen, Herzguter“, fragte ich. Aber sie antwortete mir nicht. „Sei du froh, daß du es nicht begreifst, Kind.“

Nach vielen Stunden erst kam Papa wieder nach Hause. Er lag frühlicher aus, fast wie früher, sprang rasch die zwei Stufen zum Eßzimmer herab und rief gleich beim Eintreten: „Du hast recht gehabt. Ich bin nicht so allein, wie ich gefürchtet habe. Sie glauben an mich. Es zeigen sich Wege für mich. Aber Siebe, wir werden Opfer bringen müssen.“ Mutter nickte nur. „Ach, Opfer! Wenn nur dein Ruf sein könnte.“

Aber nun schied ich mich allein hinaus und ich ging hin und erzählte Klaus alles, was ich mußte. Wir berieten, was wir tun könnten, um den Eltern zu helfen. Daß es sich um Geld handelte, mußten wir natürlich. Also mußten wir Geld beschaffen und wollten von unsern Sachen verkaufen, bis es so langsam wurde. Ich wählte mit Unlust ein helles Korallen Halsband, das ich um meiner Schönheit willen faun le unum durfte und es hüten mußte, so daß ich es gar nicht liebte. Dann meine schöne „Bernerin“, auf die ich sehr stolz war mit ihrem Schmuckstein und der Spigenhaube. Auch meine drei Wärmehüßchen wollte ich hergeben, denn ich konnte sie auswaschen. Und vor allem meine Schulbücher. Daß ich da ein Opfer heuchelte, war mir durchaus bewußt, denn ich sagte mir, daß man mich ohne die Bücher nicht zur Schule zu schicken wagen würde, und daß ich daher unversehrt zu Ferien lände Klaus aber bestimmte kein Schaufelpferd, das große Schaf, auf dem man reiten

konnte, und zwölf silberne Nägel als Opfergabe, ein Ratengeschäft, das ihm vollständig gleichgültig war. Auch wollte er seine schöne neue Kleidung dem Wohle der Eltern darbringen. Wir kamen uns ebel und gut vor und gingen in die Küche, um uns von der Käse gerollte Omelette, gefüllt mit Buttenmilch, zum Abendbrot auszubitten. Wir hatten das Gefühl, eine Belohnung verdient zu haben.

Unsere Entlohnungsgebärde wurde nicht angenommen. Für meine armen Eltern aber kam eine schlimme Zeit. Klaus seinetwegen verlor seinen Sinn für das Rechte erlaubte ihm nicht, irgend etwas des Schönen zurückzubehalten, es seines Bruders Schindeln gelöst und solange andere an ihm Geld zu verlieren in Gefahr waren. Er gab alles, was er hatte. Mehr, als er zu geben verpflichtet war, denn er ließ auch alles nehmen, was unsere Mutter beschloß und liebte. Ein schickes Stuhlhaus nach dem andern wurde aus unserm Hause fortgeführt. Der indische Salon leerte sich; alles das Schöne, Zeugen herrlichen Wohlstands, wurde fortgetragen. Papa erzogte die Räumlichkeiten leerte, er der so glücklich gewesen, sie zu besitzen. Meine liebe Mutter gab und gab und befestigte sich nicht. Nur den Ring an ihrem kleinen Finger, den dunkelbraunen Ring mit den kleinen, goldenen Esmen und dem winzigen Kreuz aus Diamanten, den befiel sie bis zuletzt. Es war der Ring, den der Großvater so sehr bewunderte. Den Ring zu lassen, tat sie ihm. Sie fühlte ein wenig ihre Eider, als sie ihn in Papas Hand legte, aber sie meinte nicht.

Ich habe Mutter nie mehr weinen sehen. Doch, noch einmal. Viel später, in der trübsten, schwersten,

Zeit ihres Lebens. Sie war einen Monat lang zu mir auf Besuch gekommen, ihrem dornenpollen Heim und Haus entflohen. Sie war eintönig glücklich. Ich lebte in einer fröhlichen, deutschen Stadt, mitten unter Kunst und Künstlerin, und sie genoss ihre Freiheit, die dadurch erlangte Ruhe, die niemand störte, und unser gemeinsames Beisammensein. Mutter klagte nie. Niemand mußte, daß sie litt und wie sie litt. Nun lebte sie auf Blühle auf, vermochte zu lachen, vermochte es, ruhig und unbedrückt zu schlafen. Aber es kam der Tag des Abschieds. Ich hörte, aus dem Schlaf aufwachend, meine Mutter meinen. Sie lag aufrecht im Bett und schlachte in ihre Hände. Es war für mich ein herzerreißender Anblick. Nie sah ich sie so schmerzhaft. Es brachte mich beinahe zur Verzweiflung, ihr nicht helfen zu können. Ich mußte, daß schwere und fast untröstliche Verhältnisse aller Art sie zu Hause erwarteten. Keine zu ändern nicht in ihrer Wacht lagen. Dies Weinen meiner Mutter habe ich nie vergessen können, es war so ohne Hoffnung und ohne Trost. Es klagte an. Es lag darin die Erkenntnis eines verheißenen Lebens, einer großen inneren Einsamkeit. Sie hat ihr Leben fast und langsam gelassen, aber traurig, dieses einzige Mal übermüdete es sie. Es ist traurig, traurig, verzweifeln zu müssen, weil man nach Hause soll.

Damals aber, als Mutter den Ring, ihren letzten Schmuck und ihr liebtes Kleinod, sich vom Finger zog. Damals trugen sie und Vater ihr Geld gemeinsam, und kein Wort, das Vater hätte schmerzen können, kam über ihre Lippen. Keine Silbe davon, daß Papa ihre Warnungen immer und immer wieder übergegangen und

sein und ihr Eigentum in den Abgrund gemorfen um des Bruders willen, dem er nicht hatte helfen können. Es wurde Mutter wenig Bitteres erspart. Tante Meta vor allen schenkte ihr nichts. Mama mußte jedes Samstagsbüchchen büßen, womit sie unsere Kleider geschmückt. Sie warfen ihr den Wärmehüßchen vor, den sie so hochmütig getragen habe, den schwarzen Spigenhaube, den kostbaren, das blauviolette Seidenkleid, in dem sie dahergekrault. Sie güteten um der indischen Möbel willen, der Kunstwerke wegen, die Mutter so gnädig habe herbeigeführt. Sie machten darauf aufmerksam, daß Hochmut vor dem Fall komme und daß, mer oben aus, um tiefsten gedemütigt werde. Mutter, die schwe, konnte sich nicht wehren. Sie begann, ihre Türe schließen zu lassen. Das Mädchen mußte von oben heruntersehen, mer unten Einlaß begehrte. Dreimal kam Tante Meta, und dreimal ließ Mutter ihr die Türe nicht öffnen. Das hat ihr die böse Frau nie vergessen.

Wenige Monate nach jenen Tagen der Demut und des Sammers wurde Papa schon wieder eine große geschäftliche Verbindung in einer anderen Stadt angeschlossen und nach kurzer Zeit fand er auf neuen Füßen. Von da an erlaubte sich Tante Meta, wenn sie ihre Tante, unsere Großmutter besuchte, nur mehr zarte Anspielungen, Mutters Lebensführung betreffend. Es schien ihr doch, daß Gott nicht allzu unzufrieden mit meinen Eltern sein konnte, da er sie so rasch aus der Dunkelheit in das Licht geführt, wie sie sich Großmutter gegenüber äußerte. Sie war aber ein Mensch, der solche Zeichen nicht außer acht ließ.

(Fortsetzung folgt)

Arbeit, nur um die Armenpflege nicht beanspruchen zu müssen. Hätten wir eine eigenständige Witwenversicherung, dann könnten solche Frauen einen Beitrag entgegennehmen, der nicht das Dium der Armenunterstützung an sich trägt. Ein solcher Beitrag würde bedeuten, daß diese Frauen statt täglich 14 Stunden nur 8-10 Stunden zu arbeiten hätten. Viele soziale Institutionen fehlen bis heute nur deshalb, weil es der nicht stimmberichtigten Frau unmöglich ist, eine Gefühlsinitiative einzubringen. Daß doch jeder Schweizerbürger einlebe, daß das Mitbürgerrecht der Frau der Familie dienen würde. Die Familie ist die Zelle des Staates, sie ist auf gesunde Basis zu stellen. Helfen wir der Witwe, aus ihren Kindern gesunde und tüchtige Menschen zu machen, und wir helfen damit dem Staat. Es ist volkswirtschaftlich wertvoller, das Geld für soziale Institutionen hinzugeben, als es nachher für Besserungsinstitutionen umzuverwandeln. Die soziale Gefühlsinitiative würde durch das Mitbürgerrecht der Frau gewinnen. — Wer seine Mutter, wer seine Frau achtet, der sorgt dafür, daß die Frau zur vollwertigen Bürgerin wird. — Mit herzlichem Applaus dankten die Zuhörer Herrn Nationalrat Perret für seinen temperamentoollen Vortrag, der von Anfang bis zum Ende von der Überzeugung für eine gerechte Sache zu sprechen, durchleuchtet war.

Frau Dr. Reud stellte die Frage, ob es wohl richtig sei, der Frau vorerst nur in der Gemeinde das Stimmrecht zu verliehen. Die Gemeinde ist stark abhängig vom Kanton, der Kanton wiederum von der Eigenständigkeit. Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn die Gemeinde Subventionen erhält. z. B. für den Unterhalt der Primarschule. Es steht außer Zweifel, daß die Frau im Schulwesen ein Mitbürgerrecht besitzen sollte. Es ist der Frau aber nicht möglich, genügend mitzumischen, wenn sie nur in der Gemeinde etwas zu sagen hat, denn gerade die wichtigsten Fragen werden bei Kanton oder Bund zur Behandlung kommen. Wichtig ist es bei andern, besonders die Frau beruhigenden Materialien, z. B. im Armenwesen, auch Steuergelegenheiten werden auf kantonalem Boden entstehen. Ohne das Recht, dem Kanton oder dem Bund Initiativen einzubringen, kann bei wichtigsten Materialien nicht befriedigend mitgemischt werden. Wenn die Frau nicht von Anfang an zur Vollbürgerin werden kann, dann sieht Frau Dr. Reud eine Lösung darin, daß die Frau in bestimmten Angelegenheiten ein Mitbürgerrecht in der Gemeinde, im Kanton und beim Bund haben sollte. Das Stimmrecht nur in der Gemeinde ist unbefriedigend, die Teilung Gemeinde-Kanton-Bund heute nicht mehr haltbar. Auch Frau Dr. Reud wurde für ihren Harten Vortrag herzlich gedankt. —

Zur Kartenspende „Pro Infirmitas“

Mitzu schnell sind wir bereit, unsere Gesundheit als etwas Selbstverständliches zu betrachten. Wir vergessen, wie vielen unserer Mitmenschen nicht das Glück beschieden ist, ohne Gebrechen zu leben.

Wenn der Krieg unser Vaterland auch verschont hat, ist doch die Zahl der Blinden und Stummen, der Geisteskranken und Krüppelhaften sehr groß.

Allen diesen von der Natur Benachteiligten will „Pro Infirmitas“, die Schweizerische Vereinigung für Anormale, helfen und versuchen, ihr Los zu mildern. Daß es brüderliche Pflicht, mitzutun. Jeder Schweizer und jede Schweizerin muß sich gerade in diesem Jahre des Menschenfreundes Pestalozzi erinnern und in seinem Geiste das Wert der brüderlichen Nächstenliebe von „Pro Infirmitas“ unterfassen.

Robelt, Bundespräsident.

Kleine Rundschau

Paris hat elf Theaterdirektorinnen

In der Direktion der Pariser Theater überwiegt gegenwärtig eindeutig das weibliche Element: nicht weniger als elf Bühnen haben Frauen als verantwortliche Leiter. Wie man sich vorstellen kann, bietet dieses Thema Gelegenheit zu unzählbaren Wigen und Sticheleien. In solch einer Unterhaltung gab die Frau Mithy Gobin, eine der anerkannt tüchtigsten Bühnenschauspielerinnen und zugleich Leiterin des „Théâtre des Capucines“ und des „A. B. C.“, einem männlichen Kollegen die treffliche Antwort: „Gegen eine Frau, die ein Theater dirigiert, ist in den meisten Fällen nichts Einhaltsetzliches einzuwenden. Schlimm sind nur die Frauen, die einen Theaterdirektor dirigieren.“

Inbekenntnisse

Fräulein Dr. jur. Maria Ufah Santolo ist Mitglied des am 11. März zusammengetretenen Ministerium. Es geht aus den offiziellen Mitteilungen nicht hervor, mit welcher Arbeit sie beauftragt ist. Dr. Santolo gehört zur Berner, einer Frauenerganisation auf Java mit sozialistischer Tendenz. W. V. F.-D.



Paula Wehelt: Regula Wendel. Artemis-Verlag, Zürich.

Frau Wehelt widmet diesen Roman seiner Mutter. Und eine Mutter ist es, die als Tragende und Barmherzige, als Sargende und Betende die stille Mitte hält zwischen dem ganz im Banne des materiellen Aufstieges stehenden, verschlossenen und jähzornigen Gatten und den Söhnen, deren einer seine künstlerischen Anlagen dem Geschäft opfern muß und dadurch nahe dem Selbstmord steht. Während der andere, stiller und gemüthlicher, die ursprüngliche bäuerliche Arbeit auf-

geben muß und ebenfalls in die Maschinenhaftigkeit von Vater und Bruder verwickelt wird. Eine ostschweizerische Familiengeschichte: Der Vater, ein intelligenter und ehrgeiziger Bauer, wendet sich der ausblühenden Stillerenindustrie zu, entwirft eine kleine Fabrik und verkauft zum Rummel seiner am Bauernum hangenden Frau Mithy um Mithy, um den Fabrikbetrieb zu vergrößern: er konzentriert die Heimarbeitler rücksichtslos, brüdt die Köhne der sich ihm verdingenden Sticker und Fäbelerinnen, bis schließlich hungernde Heimarbeitler, die in ihm ihren Unterdrücker sehen, „ur Selbsthilfe greifen und die Fabrik anzünden. Anschaulich wird das Dorfleben in Straßen- und Wirtschaftszügen, bei Hochzeit und Begräbnismahl, beim Männerchorfingen und Polsterfieren geschildert; eine ganze Liebesgeschichte mit gutem Ende läßt den Erzähler — das Buch ist in der 3. Form geschrieben — schließlich erkennen, daß, nach der Preisgabe des mit so viel Herzlichkeit erworbenen Wohlfühles, sein Glück in der Ehe mit der schlichten und tapferen Jungfergelenkten beginnen kann.

Ein guter Roman mit schweizerischem Lokalkolorit; mit fesselnder etwas starrer Schwarz-Weiß-Malerei, bei der die Gegensätze zwischen Fabrik und Heimarbeit, zwischen Landwirtschaft und Industrie, zwischen Vater und Söhnen auch gar und immer wieder aufeinanderprallen. Ein Roman, der spannende Handlung mit interessanter Schilderung bestimmter volkswirtschaftlicher Einwirkungen in der Ostschweiz zu verbinden weiß. E. B.

Der Himmel selbst. Roman. Richard Alington. Hummel Verlag, Zürich. Ein Portierroman der um 1935 spielt und als Dokument einer zu Ende gegangenen Epoche uns viel zu sagen hat. Alington ist ein schonungsloser Kritiker und nimmt die zeitgenössische Gesellschaft und ihre Gewohnheiten und oft piekieschen Anschauungen unter eine scharfe Lupe. Unter einer überlegenen fühlenden Darstellung verbirgt sich aber ein tiefes Gefühl für die Probleme einer ringenden und suchenden Jugend, — ein glänzend gelungenes Buch!

Joseph Reinhart: Heimwehland

Unter der Menge der literarischen Veröffentlichungen treten die sechs Erzählungen Josef Reinharts wie ein Kleinod unter andern Schmuckstücken hervor. Nicht mit dem Ueberflusse oder den Umschreibungen psychologischer Hintergründe der modernen Literatur befaßt, sondern mit liebevoll gehogener Erzählkunst werden uns einfache Menschen vor Augen und Herzen geführt. Ueberallgehend zeigt sich feinste seelische Regungen spürt. Und trotzdem ist der Stil nicht weichlich, vielmehr zeichnet er sich durch männlich hartes Geistes der Wirklichkeit, durch klar gemolten Aufbau. Aus den Tiefen des Volkslebens schöpft der Verfasser mit natürlicher Phantasie und bringt uns echtes heimatländisches Volkstum nahe. — Wer sich also befinnterweile in heimisches, bodenständiges Fühlen vertiefen möchte, der greift mit hohem Genuß zu diesem Buch. Auch wenn Josef Reinhart einmal nicht in Mundart schreibt, so weiß seine Prosa innig zu fesseln.

Veranstaltungen

Wertvolle Feriengestaltung

Ferien sind für unsere heranwachsende Jugend zu etwas Selbstverständlichem geworden. Wird aber diese Ferienzeit auch wirklich nützlich und wertvoll für Körper und Seele angewandt? Lehrer, Eltern und Erzieher kennen die mannigfaltigen Schwierigkeiten zur Genüge. Als Hilfe und Unterstützung auf dem Gebiete der Feriengestaltung bestehen seit Jahren die Schweiz Wanderleiterkurse. Am kommenden Kurs, 14.—18. April 1946 im Leslin, werden wiederum eine praktische Einführung in das vielseitige Gebiet „Wandern und Ferien“ geben. Interessenten erhalten Programm und nähere Auskünfte durch den Schweiz. Bund für Jugendherbergen, Stampfenbachstr. 12, Zürich 1.

Zürich: P. e. u. m. c. l. u. b., Rämistrasse 26. Montag, 1. April, 17 Uhr. Literarische Sektion. „Riflessioni di una giovane su problemi di attualità“, Vortrag von Angela Russo-Bocca. — Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Radiosendungen für die Frauen

sr. „Für Mütter erwachsener Töchter“ ist Montag, den 1. April, die Sendung „Das Brautpaar heute“ bestimmt. Gleichen Tags um 17.45 Uhr wird eine „Stunde für Eltern angeheirater Töchter“ vermittelt und um 19.40 Uhr wird in einer Mitrophephonstunde das Thema „Für und wider den Mitterdienst der Ehefrau“ behandelt. Mittwoch, den 3. April, um 17.45 Uhr spricht Margarete Baurer über „Heiratschwindler“. Die Sendung „Maters und probiers“ vom Donnerstag, den 4. April um 13.30 Uhr, bringt folgende Kapitel zur Sprache: „Eine schmachtvolle Tagesstimmung“ — Rezept vom Donnerstag.

Redaktion

Frau El. Studer v. Goumoens, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin, Dr. med. h. c. Elise Jüblin-Spiller, Rüschberg (Zürich)

Aparté neue

Berufsschürzen

aus unserem Atelier

MÖLLER

ZÜRICH

Schmerrau

Manz & Co.

Kolonialwaren

Zürich 1

Zähringerstrasse 24

Telephon 32 17 56

Fabrikation von Konfi.

toren und butterhaltigen

Kochfetten

Werbeständige

Möbel

MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPPECHEN UND VORHÄNGEN GEBEN IHRER WOHNUNG EINE PERSONLICHE NOTE. BESUCHEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG

MEER

ATELIER FÜR MÖBEL • INNENAUSBAU

MEER • CIE AG. BERN

KAFFEE: Marke TURN

garantiert Qualität

fein im Aroma kräftig

Portugiesisches Traubenkonzentrat

kaffeefrei

ca. 75 % Zuckergehalt

Kolonialwaren

RIESER & CO.

vorm. Schlatter & Co.

ST. GALLEN

Tel. 285 85

Unmöglich!

daß es noch Haushaltungen gibt ohne

Dampfkochtopf „Securo“

Damit kochen Sie zehnmal schneller.

Wir liefern ab Lager!

SCHWABENLAND & CIE AG ZÜRICH

Näschelerstr. 44

Tel. 25 37 40

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie

Zürich 1

Schützengasse 7

Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7

Telephon 27 48 88

Volkshochschule

Zürich

Beginn der Kurse: 29. April

Anmeldungen im Sekretariat der Volkshochschule, Münsterhof 20 (Zunftthaus zur Meise): Täglich 8—19 Uhr, Samstag 8—18 Uhr

Programme zu 10 Rappen können im Sekretariat bezogen werden

Anschlagstellen in den Wartehallen der Stadt, Straßenbahn

Anmeldungen: 3.—13. April

Chemische Wäscherei

& Kleider-Färberei

Pedolin

CHUR

Telephon 191

Das Vertrauenshaus für

BETT- und KUCHENWASCH

in Leinen und Halbleinen

Leinenweberei Bern AG, Bern

City-Haus

Bubenberplatz 7

Der heimliche

Teerraum

Marktgasse 16

Gipfelftude

W. BERTHOLD, SOHN

ZÜRICH

Brautschmuck

Schleier und Kränze

Nasen-Rahmen

L. FRIED. GYBSER

ZÜRICH

PETERSTRASSE 20

TELEFON 25 60 70

Kaffee: Marke TURN

garantiert Qualität

fein im Aroma kräftig

Portugiesisches Traubenkonzentrat

kaffeefrei

ca. 75 % Zuckergehalt

Kolonialwaren

RIESER & CO.

vorm. Schlatter & Co.

ST. GALLEN

Tel. 285 85